

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

93 (22.4.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 33

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 32.

Karlsruhe, Montag den 19. April 1909.

29. Jahrgang.

Wandertage in Thüringen.

Eine lustige Schilderung von C. W. Kirch.

„Das muß ein schlechter Müller ein
Dem niemals fiel das Wandern ein.“

I.

Ein Müller bin ich zwar nicht, glaube aber doch, obigen Refrain eines alten Wanderliedes auch auf mich beziehen zu dürfen, denn Wanderlust habe ich von jeher viel in mir verspürt.

Ich glaube, wenn ich Geld hätte, wäre ich ein richtiger „Globetrotter“ geworden. Da habe ich denn auch einmal eine Wanderung durch den Thüringer Wald gemacht, an welche ich mich noch heute mit dem größten Vergnügen erinnere. Es war eine richtige „Wage“ als Handwerksbursche und zwar so reich an interessanten und heiteren Situationen, daß ichs gern heute noch einmal machen möchte. Vielleicht sind unter den Lesern einige, die auch gern mitmachen.

Die Reise ging von Nürnberg aus, der ersten Station meiner Fremde. Es war im Jahre 1886.

Der Mai war gekommen, die Bäume schlügen aus... Das Wetter wurde schön und immer schöner. Da erwachte die Wanderlust und ließ mir keine Ruhe mehr.

Hamburg war der Ort meiner Sehnsucht, Tag und Nacht träumte ich von nichts mehr, als von Hamburg.

Diese Wanderlust muß wohl anstehend gewesen sein, denn als ich meinen nächsten Nürnberger Freunden, drei jungen Leuten, den Gebrüdern B., die bisher noch nie aus den Mauern ihrer Vaterstadt hinausgekommen waren, von meiner Wander- und Reiselust vorzuschwärme, ihnen von Hamburg, dem „schönen Städtchen“ erzählte, obgleich ichs selbst noch nie gesehen hatte und alles meiner Phantasie entnehmen mußte, da waren diese sofort Feuer und Flamme und sie wären lieber heute als morgen „losgezittert“. Stundenlang standen wir im „Hofe“ beisammen, um uns gegenseitig von den zu erwartenden Schönheiten und Abenteuern der bevorstehenden „Wage“ vorzuschwärmen. Der Meister mußte uns einigemal recht energisch mahnen, unsere Pflichten doch nicht ganz und gar zu vergessen.

Man mag mir sagen was man will, das glaube ich doch, daß die jungen Leute von heutzutage in dieser Beziehung keinen rechten „Schneid“ mehr haben.

Kaum aus der Schule, da sitzen sie sich in irgend einer Fabrik oder Schreibstube fest und bleiben da, bis sie alt und grau und ihre Knochen müde geworden sind. Von den Schönheiten der weiten Welt haben sie dann in den meisten Fällen gar nichts gesehen, vielleicht abgesehen von den paar Ortshäfen, in die sie während ihrer Militärzeit im Manöver gekommen sind. Das bildet dann fast den einzigen Stoff ihrer Unterhaltungen hinter dem Bierglas.

„Ja“, heißt es, wenn man ihnen mal über diesen Punkt auf den Zahn fühlen will, „meine Leute“ derheim wolle's net, daß ich in d'Fremde geh'. Die meine, ich soll nur derheim bleibe und schaffe“.

Mit dieser Ausrede suchen sie es zu bemänteln, daß es ihnen meißt bloß an Mut fehlt. Ach mein Vater wollte damals von diesem Abenteuer, wie er es nannte, nichts wissen; er konnte mirs lang nicht verzeihen, daß ich ihm „das“ angetan, und erst der Ausspruch eines nahen Verwandten, auf dessen Wort er viel gab, verführte ihn damit. Dieser Ausspruch lautete: „Wado, jetzt ist er in meiner Wohnung um 50 Prozent gestiegen“, und der ihn tat, ist heute Oberingenieur in einem bedeutenden Stahlwerk in Schwabenlande. Bei ihm bedeutete die Summe von 50 Prozent viel.

Wo meine Nürnberger Freunde und noch einer von drüben überm Rhein, ein Elßäßer, und ich, wir wollten auf die „Wage“ geben, das war einmal heilschlafen.

Hinaus in die Ferne
Mit lautem Hörnerklang...

oder:

Hamburg ist ein schönes Städtchen
schrumm, schrumm...

sowie viele andere Wander- und Heimatlieder wurden damals von uns abgesungen, bei jeder Gelegenheit, gleichwie Soldaten, wo sie sich gemächlich zusammenfinden, ihre Reserve- und anderen Lieder von 101 Versen anzustimmen pflegen.

Ich hatte zwar, wie ich nicht leugnen will, denn doch eine gewisse Scheu vor dem „Tippeln“ oder „Walzen“, aber das gab sich mit der Zeit, als meine Kameraden davon schwärmten, wie wir bei dem schönen Wetter „durch die Wälder, durch die Auen leichten Sinns dahinziehen“ wollten, wie der Jäger Max im „Freischütz“.

Das Fabren mit der Eisenbahn kostete schließlich auch Geld und meistens hat man dann auch wenig gesehen. Geld hatten wir aber nicht gerade viel und das war denn doch ein gewichtiger Grund, einstweilen aufs Fabren zu verzichten und mich fürs „Tippeln“ zu entscheiden.

Da wurde denn zu Fünft an einem schönen Samstag Abend im Geschäft aufgehört, mein Koffer gepackt und, da mir ein Heimschiden überflüssig erschien, der Zimmerwirtin zur einstweiligen Aufbewahrung und späteren Nachsendung anvertraut. Eine neue lederne Reisetasche zum Umhängen wurde gekauft, die nötigsten Gebrauchsgegenstände, etwas Wäsche usw. hineingepackt, tüchtige Stiefel, ein weiterseht sein sollender Hut, ein handlicher Stock angeschafft und die Reise konnte losgehen.

Nach einem im Kreis der Familie Viel gefeierten, teils lustigen, teils wehmütigen Abschied, bei welchem ziemlich viel von dem schweren Nürnberger Bier vertilgt und viel gesungen wurde, marschierten wir Fünfe an einem Dienstag Morgen anfangs des Monats Juni in aller Frühe ab. Das Wetter war die ganze Zeit her prächtig gewesen und versprach auch einstweilen noch so zu bleiben. Mutter, Schwestern und Kousinen meiner drei Nürnberger Reisegefährten winkten uns noch lange nach.

Uns war denn doch etwas sehr fagenjämmerlich zu Mut, was zum Teil dem abends zuvor reichlich genossenen Bier, zum Teil dem Abschieds Schmerz zuzuschreiben war. Dieser Zustand verlor sich aber bald beim Wandern in der köstlichen Morgenfrische. Wir marschierten zunächst auf Bamberg los, welches wir am gleichen Tag noch zu erreichen hofften. Ich will hier gleich vorausschicken, daß ich mich nicht mit Ortsbeschreibungen befassen, sondern nur in möglichst gedrängter Kürze alles Wissenswerte dieser an heiteren Eindrücken und Erlebnissen reichen Fußreise schildern will.

Nach einem Marsch von einigen Stunden kamen wir durch Forchheim in Mittelfranken, wo wir mehrfach als Metzger, Bäcker, Gerber oder Korbmacher angesprochen wurden und als solche Arbeit in Stille und Stille hätten bekommen können. Wir hätten ab keine genommen, selbst wenn wir sämtliche diese Gewerbe „los“ gehabt hätten. Wir waren doch nicht deswegen von Nürnberg fort, um schon wieder zu „schaffen“. Auch Erlangen passierten wir, die bayerische Universitäts- und Bierstadt, welche beiden Eigenschaften sich recht gut decken, denn Studenten und Bier, wann hätten die sich je nicht vertragen?

Im Laufe des Tages gefelken sich uns, denen man die Neulinge auf größere Entfernung anfas, noch einige Reisegefährten zu, sodas unser Gauslein recht stattlich angewachsen war. Unter den „Zugelaufenen“ waren ein paar „dufte Kunden“, deren Aussehen uns, die wir in dieser Hinsicht vorerst noch nichts zu befürchten hatten, doch in etwas vor der ersten Gendarmenbegegnung besorgt machte. Einer davon hauptsächlich war eine höchst abenteuerliche Gestalt. Unter seinen „Fittchen“ (Schuhe)

der Weinlese, beim Kelttern u. a. finden sich auf diesen Gefäßen. Zuletzt wird Tabernae Rheanae, jetzt Rheingabern in der Pfalz, der den Markt beherrschende Fabrikort und bleibt es bis zum Untergang der römischen Herrschaft diesseits des Rheines, bis etwa 260 n. Chr. — Das glatte Geschirr mit seinen eingestempelten Töpfernamen ergänzt das Bild, das die ornamentierte Ware von der Entwicklung dieser Keramik gegeben hat; auch hier finden sich die Formen und Namen von der früheren Kaiserzeit bis in das 2. und 3. Jahrhundert hinein.

Was Prof. Dr. Fabricius in Freiburg, was Direktor Dr. Schumacher in Mainz bereits früher vermutet haben, daß nämlich Baden-Baden schon vor Vespasianus im Interessentkreis der Römer war, hat durch das Studium der römischen Gefäße Bestätigung gefunden; dadurch, daß nunmehr gegenüber der bisherigen Annahme die älteste Geschichte Baden-Badens als um mehrere Jahrhunderte früher beginnend anzusehen ist, ist ein Beitrag zur Kenntnis unserer Heimatgeschichte gegeben worden.

Hierauf machte Augustus Dr. Seneca Mitteilung über das Schloß Gottesau. Der heutige Bau stammt nicht, wie man vielfach irrig glaubte, aus der Zeit des Markgrafen Karl II., er verdankt seine Entstehung vielmehr Ernst Friedrich (1677 bis 1804), der es um 1588 errichtete als Lustschloß und wie es scheint, im Anschluß an die französischen Manoirs, denen es im Grundriß auffallend ähnlich ist. In der Tat besitzt auch die große Hof- und Landesbibliothek ein Exemplar des bekannten Livre d'architecture von Jacques Androuet DuCerceau, das durch das Gzibris des Markgrafen als aus seinem Besitz stammend gekennzeichnet ist. Darin sind eben jene Typen von Lustschlössern in Grundriß und Aufsicht gegeben. Regel ist der oflange, kompakte Bau, mit den vier Rundtürmen an den Ecken, denen sich gelegentlich noch wie hier ein weiterer runder Treppenturm in der Mitte der einen Breitseite beigesellt. Leider ist der Aufbau des Schlosses vielfach verändert, das dritte Stockwerk weggefallen in den Verwüstungen der Franzosenkriege, die — übrigens sehr wirkungsvollen — Turmhauben neueren Datums, so daß eine eingehende Vergleichung mit den französischen Vorbildern nicht möglich. Baumeister war Paulus Maurer, der in Gemeinamkeit mit Johannes Schach das Straßburger Rathaus (Hotel de Commerce) und den Friedrichs- und Heideberger Schloßbau ein interessantes Mittelglied zwischen diesen beiden bedeutenden Schöpfungen der deutschen Spätrenaissance ist. Reich war auch die Innenausstattung und der Innenausbau des Schlosses, der indes, wie es scheint, nie ganz fertiggestellt wurde. 1629 erfolgte eine Restitution an die Benediktiner, deren ehemaliges Kloster hier gestanden. Nach der Wiederbesitznahme durch die Baden-Durlachische Linie wurden die in den Franzosenkriegen vielfach verwüsteten Bauten teilweise renoviert und endlich eine Muster-Schäferei hier eingerichtet.

An die Mitteilung, welche die Aufmerksamkeit wieder einmal auf dies älteste Bauwerk der heutigen Stadt Karlsruhe richtete, schloß sich eine lebhafteste Debatte, in der von einer Seite die teilweise Niederlegung der alten Barockwerkstattgebäude in jüngster Zeit aufs lebhafteste beklagt wurde. Man sprach die Hoffnung aus, daß das jetzt noch Erhaltene von der Militärverwaltung wenigstens sorgfältig bewahrt werde.

Am Schluß des Abends fand die Generalversammlung des Vereins statt. Der Kassier, H. Knittel, erstattete Kassenbericht, Herr Felmeiß Bericht über die Rechnungsprüfung. Welchen wurde der Dank des Vereins ausgesprochen. Dem Vorstand wurde anheimgestellt, für verschiedene, schon vorgesehene und unvorhergesehene Ausgrabungen die nötigen Mittel zu entnehmen.

Kopf hoch!

Nach dem Englischen von Andreas Scheu.

's ist alles falsch, ihr altes Necht,
Das modert ein Jahrtausend schon;
Der großen Menge geht es schlecht
Und ihre Stimmung gibt den Ton.
Man war gewohnt, zu führen uns
Und rassel uns zu sehn —
Doch nun, gottlob, wir rühren uns:
Bald wird es besser gehn! —

Die Erde trägt nicht Blumen bloß,
Auch Unkraut wuchert und gedeiht;
Und blühen selbst in des Glends Schoß
Die Rosen süßer Seligkeit.
Und Gram und Jörn bewegen uns,
Wenn wir sie leiden sehn —
Doch nun, gottlob, wir regen uns:
Bald wird es besser gehn! —

Laßt nicht mit feuchtem Aug zurück
Uns nach den toten Selben schaun;
Die Zukunft suche unser Bild,
Ihr wollen wir uns anvertraun!
Der Freiheit Stern soll führen uns,
Den wir dort leuchten sehn;
Denn nun, gottlob, wir rühren uns —
Bald wird es besser gehn! —

Allerlei.

Röhrenleitungen. Auch die Röhre, gleich dem Wasser oder dem Gas, durch Röhren denen zuzuführen, die ihrer bedürfen, ist kein bloßer Traum eines Ingenieurs mehr. Es gibt in Amerika bereits eine Anzahl Städte, wo in Zentralen Röhre erzeugt und dann durch ein Röhrennetz in die Häuser geleitet wird. Als solche Orte macht der „Kosmos“, das bekannte Organ der gleichnamigen Gesellschaft der Naturfreunde, namhaft: New-York, Boston, St. Louis, Baltimore, Los Angeles, Norfolk, Denver, Kansas City. Die Röhre wird im allgemeinen durch Ammonialmaschinen erzeugt.

Die Kage als Viehnutzer. Einen interessanten Artikel über die letzten deutschen Viber, den der in Stuttgart erscheinende „Kosmos“ veröffentlicht, entnehmen wir das folgende seltene Wortkommis: „Bei Barth wurde in einem Fischerhause am Ufer der Elbe eine Kage gehalten, der man, wie üblich, die Nachkommenschaft erkauft hatte. Tags darauf brachte die Kage einen frischgelegten Viber mit heim und vertrat eifrigst Mutterstelle an ihm, trotzdem ihre Gefänge von den scharfen Viberzähnen arg zugerichtet wurden. Leider wurde ihr der Viber fortgenommen, um ihn sicherer aufzuziehen, was auch pünktlich sein Ende herbeiführte. Daß Kagen diese unnatürliche Mutterliebe ausüben, ist schon öfter beobachtet worden; aber daß dazu ein Viber gewählt wurde, dürfte wohl ein Unikum sein!“

Literatur.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns Nr. 14 des 19. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: In letzter Stunde. — Arnold Dodel. Von Eugen Lewin. — Der Schutz der Heimarbeiter in der Reichstagskommission. Von Gh. — Hinter den Kulissen. Von M. Kt. — Fort mit den Ausnahmesehen für Dienstaboten und ländliche Arbeiter! Von od. — Frauen- und Kinderarbeit in Sachsen. III. Von G. F. — Die dänischen Frauen bei den Kommunalwahlen. Von Th. Stauning. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Politische Rundschau. Von G. B. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Verband der polnisch-katholischen Vereine der arbeitenden Frauen. — Vom Kampfsplatz der schlesischen Textilarbeiter. — Aus dem rheinischen Textilgebiet. — Genossenschaftliche Rundschau. Von G. Pl. — Notigenteil: Dienstbotenfrage. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. — Landarbeiterfrage. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Frauenbewegung.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Leng, wer kann dir widerstehen? Von Conrad Ferdinand Meyer. — Wendet sich das Alma unserer Erde? Von Gustav Walter. — Das Auftreten des Eisens in der Kultur. Von Hannach Dorisch-Belwin. (Schluß.) — Die Mutter als Erzieherin. — Hygiene. — Feuilleton: Trost. Von S. J. Radson. — Ein Randjunker. Von Nikolaus Gogol. (Fortsetzung.)

Für unsere Kinder: Frühlingsarbeit. Von Johannes Trojan. (Gedicht.) — Ostererinnerung. Von Aug. Stöckel. — Aus der römischen Geschichte. (Fortsetzung.) — Poesie und Arbeit. Von J. B. Clément. (Gedicht.) — Die drei Brüder. Von Brüder Grimm. — Wetter Starmach. Von Viktor Mülligen. (Gedicht.)

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf.

Dann fing's an. Hier klopfen und hürsteten einige eifrig ihre „Kluft“, dort versuchten andere ihren „Trittlchen“ neuen Glanz zu verleihen. Hier entstand lauter Streit, wenn dem einen irgend ein Gegenstand, dessen er zur Vervollständigung einen irgend dringend benötigte, „ausgespannt“ war, und er seiner Nachbar zur Rechten der Lat beschuldigte, während der zur Linken mit verschmitztem Lachen das Objekt gerade „weitergehen“ ließ. Dort pflegten andere bereits wichtige Beratung über die heute zu machende Tour und die dabei „abzulappern-den Kaffs“.

Das alles gab einen Lärm, dem zu enttrinnen die „Grünlinge“ sich eiligst bestrehten umfomehr, als ihnen nicht nur allerlei Schabernack gespielt, sondern sie auch noch von den älteren Kunden unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden angumpfen versucht wurden.

Da hieß es aber „Hand auf die Tasche“, sonst wären wir am ersten Morgen schon rein „ausgepumpt“ worden. Also schnell die Treppe hinunter in den Hof, um an der Pumpe die Morgenwäsche vorzunehmen. Von manchem wurde diese letztere für gänzlich überflüssig betrachtet.

Dann ging's zum „Frühstück“. Wir Nürnberger verschmähten das Bier und den Schnaps, welche, namentlich letzteren, viele sich zu Gemüte führten, und zogen Kaffee vor. Dieser war aber auch ein ziemlich zweifelhaftes Gebräu und gab hierin den vorerwähnten Flüssigkeiten nichts nach.

Wir wurden während des Frühstück's wieder vielfach von den Kunden angegangen, ihnen „Einen zu spenden“, lehnten dies aber ebenso höflich wie entschieden ab. Wir dachten noch an den vorigen Tag, wo unser gutes Herz und unsere Unerfahrenheit so gründlich ausgebeutet worden waren. Hätten wir uns diesen unsere ohnehin mageren Reisetaschen bald völlig leer gewesen. Wir verschielten uns deshalb zugeknöpft bis über die Ohren und machten lieber so rasch wie möglich, daß wir zum Kempel hinaus-kamen.

Weim „Kundenwater“ hatte sich ein besonders Witzbegieriger unter uns nach den Sehenswürdigkeiten Bamberg's erkundigt und der hatte ihm unter anderem den Dom und das Erzbischöfliche Palais mit dem alten Hofgespräch und empfahlen uns, doch ja das Geringste nicht zu veräumen, da jeder Kunde da oben von den „hochwürdigen Herren“ aufs beste bewirtet wurde.

Das wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen, denn welcher „arme Reisende“ wird einer guten Bewirtung, vollends wenn sie nichts kostet, ausweichen?

„Die Hauptfrage ist natürlich, daß ihr zu rechter Zeit kommt; dann könnt ihr außerdem noch „Wanzen“ in eure Beutel bekommen. Aber seid nur ja recht fromm, je frömmere ihr seid, desto mehr könnt ihr kriegen. Also nur los und machts gut!“

Das klang wie eine Sphärenmusik in unseren Ohren und wir machten uns eilends auf den Weg. Ueberall, in allen Straßen und Gassen, durch die wir kamen, wurden Vorberei-tungen zu einem Feste getroffen; man befränzte und beslaggte die Häuser, hing Teppiche aus den Fenstern, stellte mehr oder minder schwere silberne oder gar goldene Leuchter auf, baute an manchen Stellen Gerüste, die man mit Heiligenbildern, Statuen und Statuetten gar wunderbar schmückte.

Wir alle wußten gar wohl, was das alles zu bedeuten habe, aber der Uebermut stockte einen von uns, einem kleinen, etwas naseweisen Berliner, auf zu einem den Arbeitern mit sehr wichtiger Miene Befehle Erteilenden hinzugehen und zu fragen:

„Sie mein Lieber, entschuldigen Sie gütigst, ich möchte mir eine Frage erlauben: Kommt da der Kaiser, weil alles so großartig hergerichtet wird?“

Der Befragte musterte den Fragenden von Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen bis zum Kopf, spuckte aus und erwiderte mit unmaßstäblich verächtlichem Abselzuden:

„Wo kommt denn du her, du Stromer, daß d' dös nit siehst? D' Fronleichnam feiern mer, wennst dös absolut wiss'n muachst.“

„So? Ah so, det is natürlich wat anderes. Denn sinnen Se man ja recht fromm, det Se den Himmel nicht verschlen . . .“

Der kleine Frechtling machte sich, heimlich lachend, eilends aus dem Staub, denn der Gesoppte sah sich in verdächtiger Weise nach irgend einem Gegenstand um. Es war sehr zu befürchten, daß es zwischen diesem Gegenstand und unserem Wanderkame-raden, wahrscheinlich mit dessen Kopf, eventuell zu einer unan-sehnlichen Berührung gekommen wäre. Wir hörten nur noch von

weitem den Reijewunsch: „Macht daß ihr zum Teufel kommt, Saupreuh'n!“ hinter uns herschallen. . . .

Am Portal des alten Hochstifts stellten wir uns auf und warteten; warteten ziemlich lang. Nach geraumer Zeit kam ein Ordensgeistlicher, unserer allerdings unmaßgeblichen Meinung nach ein Vater vom Franziskanerorden, bedächtigen Schritts über den freien Platz vor dem Stift daher.

Er ging, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, eigen-tümlich vor sich hinlächelnd, an uns vorbei, und verschwand hinter dem massiven Tor, das dröhnend wieder ins Schloß fiel. Wir standen, warteten und dachten: „Jetzt gillis, jetzt nur recht stramm ins Zeug“.

Unsere Gesichter wurden schon erheblich länger, unser Appetit auf das zu erwartende Frühstück begann sich zum wahren Wolfshunger zu steigern. Wir würden schreckliche Verheerungen in Küche und Keller der frommen Patres anrichten und keinenardon geben.

„Wartet nur, bloß 'mal 'raus mit den Fressalien und der notwendigen Feuchtigkeit, wir wollen schon d'rüber Herr werden.“ so dachte jeder von uns.

Da öffnete sich oben im zweiten Stock ein Fenster, ein alter Mann sah heraus und rief herunter:

„Wollt ihr den Dom und das Stift besichtigen? Kostet dreißig Pfennig à Person!“

Was war das? Wir waren doch bloß in Erwartung einer tüchtigen Bewirtung heraufgestiegen, im Schweiße unseres Angesichts und nun sollten wir da den Dom besichtigen und das Stift dazu und dafür dreißig „Knüppel“ berappen.

Das fehlte uns gerade noch. Da ließen wir doch lieber das erhoffte Frühstück im Stich und machten uns eiligst aus dem Staub des „ehrwürdigen“ Stiftshofes, denn von einer Dom- und Stiftsbesichtigung pflegt doch so ein Inrunder Kundenwagen, dessen Inhaber seit weiß Gott wie lang schon keinen warmen Böffel mehr im Leib gehabt hat, nicht satt zu werden.

In tiefen Gedanken wanderten wir dahin, den „Stiftsbudel“ hinunter, der Stadt wieder zu und verdauten in Gedanken — nicht das großartige Kundenfrühstück —, sondern die gebaute bittere Enttäuschung.

Dann aber, ganz plötzlich, so daß wir andern alle aus unserm tiefen Nachsinnen ordentlich emporfuhren, machte unser „Melteker“, der Seppel Widel, seinem gepreßten Herzen durch kräftiges Schimpfen Luft:

„Do soll aber doch gleich a Kaminfeger in a Mehlsitt'n fall'n und la bisla wasch werd'n. Ds Herrgottsfatramenter soll doch gleich der Daisl rasieren, frisieren und einpomadifizieren. Und einfaß'n und pfeffern a no. I mein aber net dös do ob'n im Stift. A bewahr! Denen hätt'n dös zwa Mark und verz'g, wo's an uns hätt'n verbeanen können, vielleicht gut 'an. Na, na, i mein' dös Kerl do drunt'n in der Klapp'n (dem „Abler“), dös ein' so onliag'n und onschwindeln. Statt daß ma do drob'n was z'fress'n krag'n tät, soll ma do a no dreißig Reichsknüttel johl'n.“

Wir andern alle lachten. Wir hatten stets den größten Spaß, wenn der Seppel einmal über irgend etwas zu räsonnieren begann. Denn er pflegte sich dann sehr drastisch auszudrücken, wenn er seiner Entrüstung Luft machte.

Jetzt strebte er mit weit ausgreifenden Schritten der Stadt zu. Wir glaubten, er gehe irre, und riefen ihn an: „Galt, halt, do geh't's 'naus, dort drüb'n is der Thüringer Wald.“ Er aber gab zur Antwort: „Dös helst jetzt'n alles nix. I muach no amol nunter in dös Klapp'n. Vielleicht triff i a paar, dös den Kummel no nit kenn'n, und dös i good a so verkohl'n kann, wiea mir verkohl't worr'n san. Vielleicht is aner d'runter, wo sich'n Dom für draiß'g Knüttel zais'n läßt, und noch'r hob'n dös do drob'n doch wenigstens noch ein Hoans G'schäft g'macht. Können's vielleicht guat brauch'n. Wloß oans trait mit bei dera Sack.“

Auf unsere fragenden Blicke erläuterte er uns, daß Rache stets und immer etwas Süßes sei, ohne daß sie vom Konditor gebaden sei, und daß er jetzt vielleicht einmal Gelegenheit haben werde, so recht ausgiebig in dieser Süßigkeit zu schwelgen.“

Sein wiederholt in sich hineingemurmertes „Wart's nur, warts!“ ließ auf unheimliche und unheilswangere Absichten schließen.

Im „Abler“ wurden wir von der ziemlich zahlreichen Schar der noch anwesenden Kunden erkannt, teilweise auch recht ver-schämmt betrachtet, als wir, die man längst bei „aufmerksamster

Dombesichtigung“ oder bereits in weiter Ferne vermutete, ganz plötzlich wieder da hereintraten.

Wir ließen uns jeder einen Schoppen von dem säuerlichen Kundenbier kommen, das wir jetzt, vorher von dem rachebirtenden Seppel genau über das zu verfolgende Verhalten instruiert, mit wahrer Todesverachtung schlückten.

Wir renommierten dabei feste drauf los von dem „glänzenden, wahrhaft fürstlichen Empfang“, den die geistlichen Herren da oben uns bereitet hätten. Wie man uns aufs beste mit den auserlesenen Speisen und Getränken bewirtet und uns dann feierlich durchs ganze Hochstift geleitet habe, um uns alle Sehens-würdigkeiten deselben zu zeigen und zu erläutern.

Wie dann zum Schluß der hochwürdigste Herr Erzbischof in eigener Person uns seinen Segen erteilt und uns aufgefor-dert habe, doch ja alle Kunden, denen wir auf unserer Reise be-gegnen würden, ins Bamberger Hochstift zu schicken, damit sie der gleichen großartigen Bewirtung usw. teilhaftig werden könn-ten. Und wie wir, dieser dankbar übernommenen Verpflichtung eingedenk, noch einmal hier hereinkommen uns nicht gekümmert hätten, um gleich hier unsere lieben Genossen darauf aufmerksam zu machen, was sie sich würden entgehen lassen, wenn sie sich nicht sofort auf die Socken machten und hinauf ins Hochstift marschieren, wo die „hochwürdigen Herren“ bereits, in unserem Besitze noch, die Tafeln für neu zu erwartende Kundengäste frisch gebackt hätten. Und wie jetzt höchstwahrscheinlich schon am Portal des Stifts die Herren in großem Ornate stünden, um die „armen Reisenden“ würdig zu empfangen.“

Man hörte uns aufs aufmerksamste zu, man unterbrach uns mit keinem Wort, mit keiner Silbe. Wir waren so im Zug, daß wir die listig blinzelnden Augen unserer Zuhörer nicht bemerkten, gar nicht sahen, wie sie sich gegenseitig heimlich an-fleierten.

Aber leider war der Liebe Müß' vergeblich, trotzdem sich der Sebastian Widel in der Schilderung der kulinarischen Genüsse, die wir da oben aufgetischt erhalten, schließlich zu ganz aben-teuerlichen Höhen verstieg. Bismöglich hat er gar in chinesischen Lederbüßen, wie Haifischschlossen und ehbaren Schmalbennestern, geschwägelt.

Über, wie gesagt, es half alles nichts. Die meisten ver-sicherten uns auf unsere Aufforderung, die da oben doch nicht unmühsamerweise solange warten zu lassen, mit freundlichem, teil-weise auch mit recht schlauem Lächeln, daß „sie momentan gar keinen Hunger hätten“.

Und schließlich . . . wurden wir von der ganzen Bande so barbarisch ausgelacht, daß wir, verblüfft, wie wir waren, es vorzogen, den Kampf aufzugeben und schleunigst die „Platte zu putzen“.

Wir flogen langsam den „Stiftshügel“ hinan, um uns zu orientieren; von weiter Ferne sahen wir die blauen Berge des Thüringer Waldes herübergrüßen, ihnen strebten wir nun entgegen.

Noch ehe wir die Stadt Bamberg verließen, trafen wir wieder mehrere junge Wamburburschen, welche die gleiche Tour machen wollten. Ohne weiteres schlossen diese sich uns an. So ein richtig „duster“ Kunde war diesmal nicht dabei und wir hatten auch durchaus kein Heimweh nach einem solchen Reisegefährten. Wir bildeten jetzt, dem äußeren Ansehen nach, eine ganz honette Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freunde.

Orbitano ist ein Dörfchen irgendwo im Bergesland in Oberitalien. Es liegt am Fuße eines aerflüfteten, hohen und gänzlich vegetationslosen Berges, den der Volkswitz Monte Benbolio*) getauft hat.

Über das Dörfchen selbst und seine Umgebung ist unter Drangen und Pfirsichen versteckt wie eine Nase in einer Steinwüste. Doch über den niedern grauen Häusern thront ein helles schönes Gebäude wie ein kleiner Palast. Es ist eine Fremdenpension und der Besitzer heißt — man erschrecke nicht — Maier — Signore Maier. Bismehr er hieß Jo. Jetzt ist er tot.

Signore Maier war aus einem süddeutschen Land-schaften gebürtig gewesen und hatte sich zwanzig Semester lang beflissen, ein Arzt zu werden. Diesen löblichen Plan

*) Der Wohlwollende.

verwirklichte er nicht, bis er standhaft der Dörfchen Maier zu Freiburg im Breisgau mit dem zwanzigsten Studien-semester zugleich das dreißigste Lebensjahr hatte und im nämlichen Jahre sein Vater das zeitliche segnete, da fand er, daß das nicht unbeträchtliche angeerbte Vermögen einer besseren Verwendung fähig sei, als sich das der alte Holz-händler gedacht hatte. Der alleinige Erbe reiste ohne be-stimmte Ziele nach Italien. In Orbitano blieb er an der schönen fünfundsanzigjährigen Witwe des herunterge-kommenen umbrischen Edelmannes Gaetone hängen, wurde von derselben geheiratet und ergab sich von diesem Zeit-punkt an neben einem sehr beschaulichen Leben dem aus-giebigen Genuß der guten oberitalienischen Weine. Seine Frau, ein kluges resolutes Wesen, sah zur Zeit ein, daß dieser Gang der Dinge nicht ewig dauern könne und drang darauf, eine kleine Fremdenpension einzurichten. Ihr „Signore Philippo“ war damit einverstanden, und da es ihm gar nicht an künstlerischem Geschmack und auch nicht an Geld fehlte, so baute er oben über dem Dorf das schöne weiße Haus mit dem flachen Dach und den vier Säulen am Eingang. Nach einigen Jahren hatte das kleine Un-ternehmen eine feste, treue Kundschaft. Alle Philologen, Maler, Musiker, Schriftsteller und ähnliches Volk, zumeist Deutsche, fanden sich, wenn die Feigenbäume blühen be-kamen und das ganze Dörfchen von der Pfirsichblüte wie in einen Rosenschleier gehüllt war, oben beim Signore Maier ein, um sich „von der Kultur auszuruhen“, wie das einige von ihnen geistreich nannten.

In Orbitano konnte man sich von der Kultur wirklich ausruhen. Unter den hestzig Seelen des Dörfchens war jede für sich eine Persönlichkeit. Da gab es keine von der Straßenwalze des modernen Großstadtlebens flachge-drückte Mittelmäßigkeit. Ob es sich nun um die Signorina Teresina handelte, die mit ihren dunklen Augen um sich warf, daß selbst die ältesten Herren aus dem Palazzo Maier Feuer fingen, oder um den kleinen Carlo Pettrino, der eine Stimme hatte wie ein kleiner Engel und schon wie ein zwanzigjähriger spucken konnte, oder um dessen Vater, den Postmeister Pettrino, der bei einem irredentistischen Luftstand einen österreichischen Adbofaten eigenhändig er-schossen hatte und dabei so gutherzige Augen und einen so rotblonden Bart besaß, daß er hätte irgend ein senti-mentaler Deutscher sein können — ganz einerlei — es waren alle frei gewachsene Menschen, jeder in seiner ur-wüchsigen Eigenart, so wie die wilden Feigenbäume von Orbitano jeder ein Feigenbaum war und doch wuchs und seine Zweige streckte, wie er wollte. Von den neunund-dreißig Männern der Gemeinde waren fünfundsanzig Radikale, Freidenker, Ungläubige und Garibaldianer. Wenn sie vom Papst redeten, spuckten sie verächtlich aus und ihre Erbitterung gegen die Kirche kannte keine Gren-zen. Die anderen Bierzehn trugen bei den Prozessionen in der Karwoche abwechselnd den holzgeschnitten Leichnam des Herrn, gingen täglich zur Kirche und waren sicher, im Himmel einmal so ziemlich die besten Plätze beisehen zu können. Und trotzdem gibt es nirgends auf der Welt eine solche Harmonie im privaten und im öffentlichen Leben, wie in Orbitano. Beide Teile haben glühende Ueberzeugungen. Aber diese Glut wirkt einigend anstatt trennend. Wenn man Ueberzeugungen hat, muß man diskutieren. Für einen richtigen Italiener ist das ein selbstverständliches Axiom. Wie kann man aber disku-tieren, wenn man sich nicht im Wirtshaus bei einem Glas Wein zusammensetzt? So sind in Orbitano aus dem Feuer des Weines und der Beredsamkeit zwischen den Lebenden der Lebensanschauungen Freundschaften fürs ganze Leben entstanden. Eine solche Freundschaft verband dem Sig-nore Maier, den Arbeitern und für die Ewigkeit gänzlich verlorenen Feind der Kirche mit seiner Ehrenwürden dem Capelano Vincenzo Dolzi.

Nie hat das Schicksal zwei verschiedenere Menschen zu Freunden gemacht. Des Geistlichen Gesicht strackte alle Regeln der Hygienomik lügen. Wenn er mit den Händen auf dem Rücken und vorgestrecktem Wächlein, über das die nicht sehr saubere Soutane sich spannte, so daherschritt und in seinem lächelnden Gesicht sich die dunkeln Auglein